

Alice Haarburger: Die fast vergessene Malerin der kleinen Lebenswelten



In einem Brief vom 12. September 1941 an ihre Schwägerin Johanna Haarburger, der Witwe ihres verstorbenen Bruders Karl, beschrieb Alice Haarburger die alptraumartige deutsche Wirklichkeit in dem für sie charakteristischen ironisch-lakonischen Ton: »Vom 19. ab dürfen wir nicht mehr ohne polizeiliche Genehmigung verreisen und können nur noch dekoriert herumspazieren; dagegen darf man seine Kriegsorden und -ehrenzeichen nicht mehr tragen.«

Damals – von 1938 bis zur Deportation 1942 – lebte die Malerin Alice Haarburger, die allerdings kaum mehr Zeit und Ruhe zum Malen fand – mit mehreren Familienmitgliedern und Freunden im vollkommen überbelegten Haus Sandbergerstraße 26 – in einer Villengegend in Halbhöhenlage des Stuttgarter Ostens. Das Haus gehörte der Familie Haarburger seit 1938 und wurde 1942 »arisiert«, das heißt, alle Bewohner, die dort Zuflucht gefunden hatten, wurden deportiert und umgebracht.

Das Haus in der Sandbergerstraße wurde nach dem Zweiten Weltkrieg nach einem Rückerstattungsprozess an die überlebenden »nur halbjüdischen« Nachfahren der Familie zurückgegeben und dann verkauft. Das Gebäude ist von den jetzigen Besitzern umgebaut und verändert worden.

Obwohl die Spuren des Lebens und Wirkens der Stuttgarter Bürgerin Alice Haarburger in der Stadt ihres künstlerischen Wirkens immer noch präsent

Alice Haarburgers
Reisepass 1925



sind, wurden sie doch bisher kaum dokumentiert. Immerhin erinnert seit 1987 die Alice-Haarburger-Staffel, die vom Stuttgarter Hoffeld ins Ramsbachtal hinunterführt, an das heillos traurige Schicksal der schwäbischen Malerin, die am 16. November 1891 in Reutlingen geboren, seit 1903 in Stuttgart lebte, an ihrem fünfzigsten Geburtstag den Deportationsbefehl der Gestapo bekam und bei der ersten Deportation vom Sammellager auf dem Stuttgarter Killesberg aus am 1. Dezember 1941 nach Riga verbracht und dort am 26. März 1942 bei einer Massenerschießung umgebracht wurde. Eine Emigration hat sie wohl nie in Erwägung gezogen. 1940 hatte sie ein Schweizer Visum bekommen, dann aber auf die Ausreise verzichtet. Sie will für die Mutter dableiben und fühlt sich auch sicher, weil beide Brüder im Ersten Weltkrieg gedient haben und »dekoriert« wurden. Dass die Ermordung ihr Schicksal sein könnte, hatte sie wohl selbst in ihren dunkelsten Vorahnungen trotz der immer deutlicher werdenden gesellschaftlichen Ausgrenzung nie befürchtet. Als sie kurz vor der Deportation ihr Köfferchen packte, in der Annahme, sie würde in ein Arbeitslager geschickt, war ihre frühere Kinderfrau und Gouvernante Fräulein Rau zu

Besuch und fragte: »Wie packen Sie denn? Sie fahren doch nicht in die Sommerfrische!« Verzweifelt wirkt sie nicht. Aus Riga schickt sie noch eine Postkarte an den Neffen und die Nichte.

Unvorstellbar war dieses Schicksal auch für die Bürgerstocher, die in einer stabilen Familie aufgewachsen und auf ihr Vaterland stolz war, die ihren deutschen Patriotismus selbst noch 1936 im Schweizer Urlaub anlässlich der Feier zum Schweizer Nationalfeiertag so bewies, dass sie sich bei den Feierlichkeiten im Hotel beim Singen der deutschen Nationalhymne begeisterte! Und die so gar nicht »jüdisch« aussah: »Großgewachsen, mit blondem Haar und blauer Augenfarbe war sie – den ›Judenstern‹ tragend – eine lebendige Widerlegung der NS-Ideologie«, so der Neffe Friedrich Haarbuerger und weiter: »Wie die Angehörigen ihrer Familie, insbesondere wie mein Vater, zeigte sie Charaktermerkmale, welche damals der ›nordischen Rasse‹ auch nach Verhaltensweisen zugeordnet wurden: aufrichtig, geradlinig, unerschrocken, standhaft, ja kämpferisch, wenn es die Situation erforderte, wie auch Briefe zeigen, welche Alice als Beteiligte an unsere industrielle Unternehmung schrieb.« Hier ist die Firma »Julius Votteler's Nachfolger GmbH« in Reutlingen gemeint, die als erstes deutsches Unternehmen in großem Umfang Kunststoffprodukte herstellte. Die Fabrikleitung war vom Vater Friedrich Haarbuerger auf den Sohn Karl übergegangen.

Friedrich Haarbuerger (1855–1920), einer der wohlhabendsten deutschen Fabrikanten des angehenden zwanzigsten Jahrhunderts und die Mutter, Fanny, geborene Hess (1868–1942), eine Urenkelin des bedeutenden jüdischen Buchhändlers und Emanzipators der Juden Württembergs Isaak Hess aus Ellwangen (1789–1866), waren im Jahr 1903 nach Stuttgart gezogen. Den drei Kindern – Alice der Ältesten, Karl (1893–1935) und Ernst (1897–1927) – sollten in der württembergischen Residenz eine bessere Ausbildung ermöglicht werden. Die Familie bewohnte das vom Vater 1902 geplante und erbaute Haus in der Danneckerstraße 36 – die stilisiert-verschnörkelten Initialen FH sind noch heute über dem Toreingang des stattlichen dreigeschossigen Hauses in Stuttgart-Mitte zu sehen. Von seinem Terrassenanbau öffnet sich der Ausblick auf die geliebte Stuttgarter Stadtlandschaft.

Mit den Worten des schon erwähnten Neffen Friedrich, dem Sohn ihres Bruders Karl und dessen Frau Johanna, geb. Seible (1884–1977), soll hier noch eine Seite der Tante Alice, die Tante »Assi« oder »Assissi« genannt wurde, deutlich werden: »Aufgelegt zu Spiel und Scherz konnte Assi mit meiner jüngeren Schwester und mit mir herumtoben und mit Puppen oder Plüschtieren spielen. Diese waren im Maler-Atelier der Tante, Stuttgart, Danneckerstraße 36. Zu unserer besonderen Freude wurden meine Schwester und ich mit dem einen oder dem anderen dieser Mal-Modelle beschenkt.« Die Stilleben, die diese Mal-Modelle abbilden, sind eines der

besonderen Markenzeichen der Malerin Alice Haarbürger, die deswegen 1992 von der Kunsthistorikerin Edith Neumann in einem Aufsatz mit dem Titel: »Kaktuspoesie und Mickymausidylle« zur ersten Comicfigurenmalerin Deutschlands »avancierte«: Eine Mickymausfigur scheint neben den unterschiedlichsten Plüschtieren, Harlekins, Kasperlefiguren, Puppen, Negerpüppchen, Blechtieren und unterschiedlichen Topfpflanzen eines der Lieblingsmodelle der Malerin gewesen zu sein – Repräsentanten eines verschwundenen und doch heilen Kinderlandes.

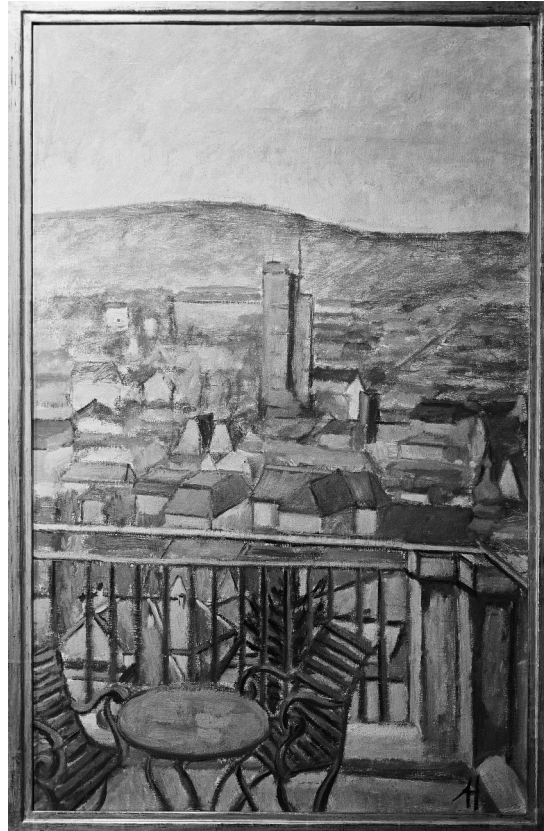
»Stillhalten mussten meine Schwester und ich, als wir selbst gemalt wurden, etwa Anfang der dreißiger Jahre.« So schreibt wieder der Neffe. »Als wir älter wurden, erzählte uns Tante Alice aus ihrem Leben. Sie hatte eine glückliche, von Vater und Mutter umsorgte und behütete Jugendzeit, zunächst im Wohn- und Bürohaus neben der elterlichen Fabrik in der Bismarckstraße 4 in Reutlingen ... Nach dem Umzug ins neue Haus ... fand Alice Freundinnen, die mit ihr das Mädchengymnasium der Landeshauptstadt besuchten (1903). Dort fand sie Gefallen auch am Theater- und Opernbesuch sowie an manchem Konzert. Noch vor Abschluss der höheren Schule durfte Alice in Lausanne Französisch und Italienisch erlernen, später auch in London ihre englischen Sprachkenntnisse erproben.« Sie durfte außerdem Klavierspielen lernen, zeichnen und malen!

Ab 1910 besucht sie die Private Malschule für Damen von Alfred Schmidt in Stuttgart, 1917 tritt sie in die Akademie der bildenden Künste Stuttgart ein und ist Schülerin von Arnold Waldschmidt. Danach besucht sie in München die Debschitz-Schule für angewandte Kunst. Dann stirbt 1920 der Vater und sie kehrt wieder nach Stuttgart zurück und gehört schon als Zwanzigjährige dem »Württembergischen Malerinnenverein« in Stuttgart an. Ab 1930 organisiert sie Aktkurse für den Verein; Atelierbesuche und offene Tage werden eingerichtet. Seit 1927 hat sie nicht nur in Stuttgart – auch im Kunstverein – mehrfach ihre Werke ausgestellt. Von 1932 bis 1933 ist sie die erste Schriftführerin des »Württembergischen Malerinnenvereins«.

Ab 1933 kann sie nur noch innerhalb geschlossener jüdischer Ausstellungen ihre Bilder zeigen, vor allem bei den von Karl Adler eingerichteten Ausstellungen der »Stuttgarter jüdischen Kunstgemeinschaft«.

Im Dezember desselben Jahres markiert die Gleichschaltung des »Württembergischen Malerinnenvereins e. V.« das Ende seiner unabhängigen Vereinstätigkeit. Die Aufnahme der Vereinigung in die »Reichskammer der bildenden Künste« und ihre Eingliederung in die politisch noch geduldete »Reichs-GEDOK« (Gemeinschaft aller Deutscher und Oesterreichischer Künstlerinnenvereine aller Gattungen) bedeutet für die jüdischen Mitgliederfrauen den Vereinsausschluss und ein generelles Ausstellungsverbot im Verein. Die Namen aller jüdischen Künstlerinnen werden aus der Mitgliederliste und damit lange aus dem Gedächtnis der Stadt Stuttgart gelöscht:

Blick vom Balkon der Danneckerstraße 36 auf Stuttgart, Öl, 1930



Neben Alice Haarburger erlitten Käthe Loewenthal (1877–1942), Maria Lemmé (1880–1943) und Elli Heimann (1883 – vermutlich 1941) das gleiche grausame Schicksal. Nur Klara Neuburger, geboren 1888 in Stuttgart, konnte entkommen und starb 1945 in der Nähe von New York.

Nachzutragen ist noch die »Verkaufsgeschichte« der Danneckerstraße 36 und die Kaufgeschichte Sandbergerstraße 26: 1938 musste das Haarburger-sche Haus in der Danneckerstraße 36 erzwungenermaßen stark unter Wert verkauft werden. Eigentümer waren dort zur Hälfte Alice und zur anderen Hälfte ihr Neffe Friedrich und ihre Nichte Hanna gewesen, die 1935 beim Tod des Vaters dessen Erbteil zugesprochen bekommen hatten. Wohnrecht und Nießbrauch hatte Alicens Mutter, die Großmutter der Kinder. Nur der Tatsache, dass Friedrich und Hanna Kinder einer »arischen« Mutter waren, ist es zu verdanken, dass mit dem Verkaufserlös des Hauses in der Danneckerstraße 36 das kleinere, zum Verkauf anstehende Haus in der Sandbergerstraße 26 erworben werden konnte. Friedrich und Hanna wurden als

Eigentümer eingetragen. Das Haus hatte dem Ehepaar Wassermann gehört, das schon nach Zürich emigriert war. Alice Haarbuerger durfte nichts mehr gehören, sie hatte aber ihren Verkaufsanteil aus der Danneckerstraße als Darlehen in die Kaufsumme eingebracht. Dadurch sollte ihr Wohnrecht im ersten Stock in der Dreizimmerwohnung mit Küche und Bad gesichert sein. Doch es gilt sich einzuschränken und anzupassen. Bis zu welchem Ausmaß liegt jenseits jeglicher Vorstellungskraft. Und trotzdem ist dieses bald viel zu enge Haus das letzte »normale« Zuhause vieler Familienmitglieder. Hier seien genannt: Alicens betagte Mutter, die als Fanny Hess am 11. November 1868 in Ellwangen geboren worden war. Sie wurde 1942 in das jüdische »Altenheim Dellmensingen« verschleppt und starb dort am 1. Juli 1942. Ihr Grab befindet sich auf dem Israelitischen Friedhof in Laupheim.

Die Schwester der Mutter, Emma Hess, geboren am 25. Oktober 1870 in Ellwangen. Sie wurde ebenfalls 1942 nach Dellmensingen verschleppt, dann von Stuttgart aus am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 13. September 1942 »starb«.

Der verwitwete Bruder der Mutter, Rechtsanwalt Dr. Ludwig Hess, geboren am 11. November 1864 in Ellwangen. Er hatte seine Wohnung und sein Büro in der Gaußstraße 109 räumen müssen und hatte mit einer heiß erkämpften Genehmigung im September 1941 in der Sandbergerstraße 26 einziehen »dürfen«. Auch er wurde 1942 nach Dellmensingen verbracht – dorthin nahm er noch seine Schreibmaschine mit – und genauso am 22. August 1942 von Stuttgart nach Theresienstadt deportiert, wo er ebenfalls am 13. September 1942 »starb«.

Die Cousine der Mutter, Fanny Hess, geboren am 2. Mai 1862 in Ellwangen, gestorben am 20. Mai 1942 in Dellmensingen. Sie wurde ebenfalls in Laupheim begraben.

Von Tante Emma und Onkel Ludwig kamen noch Postkarten an Alicens Neffen Friedrich Haarbuerger (1927–2003) und dessen Schwester Hanna Haarbuerger, geboren 1928, aus Theresienstadt nach Reutlingen.

Rund 150 Ölbilder erinnern heute noch an die Malerin – Stilleben, Landschaften, Interieurs und Porträts. Sie befinden sich im Privatbesitz, im Kunstmuseum Böblingen und Reutlingen, im Stadtarchiv Stuttgart und im Haus des früheren Württembergischen Malerinnenvereins, das immer noch Atelierhaus ist und heute dem Bund Bildender Künstlerinnen Württembergs gehört.

Hier im Buch zeugt ein Bildnis von der Schaffenskraft und der arglos gelebten Existenz Alice Haarbuergers.

Mascha Riepl-Schmidt